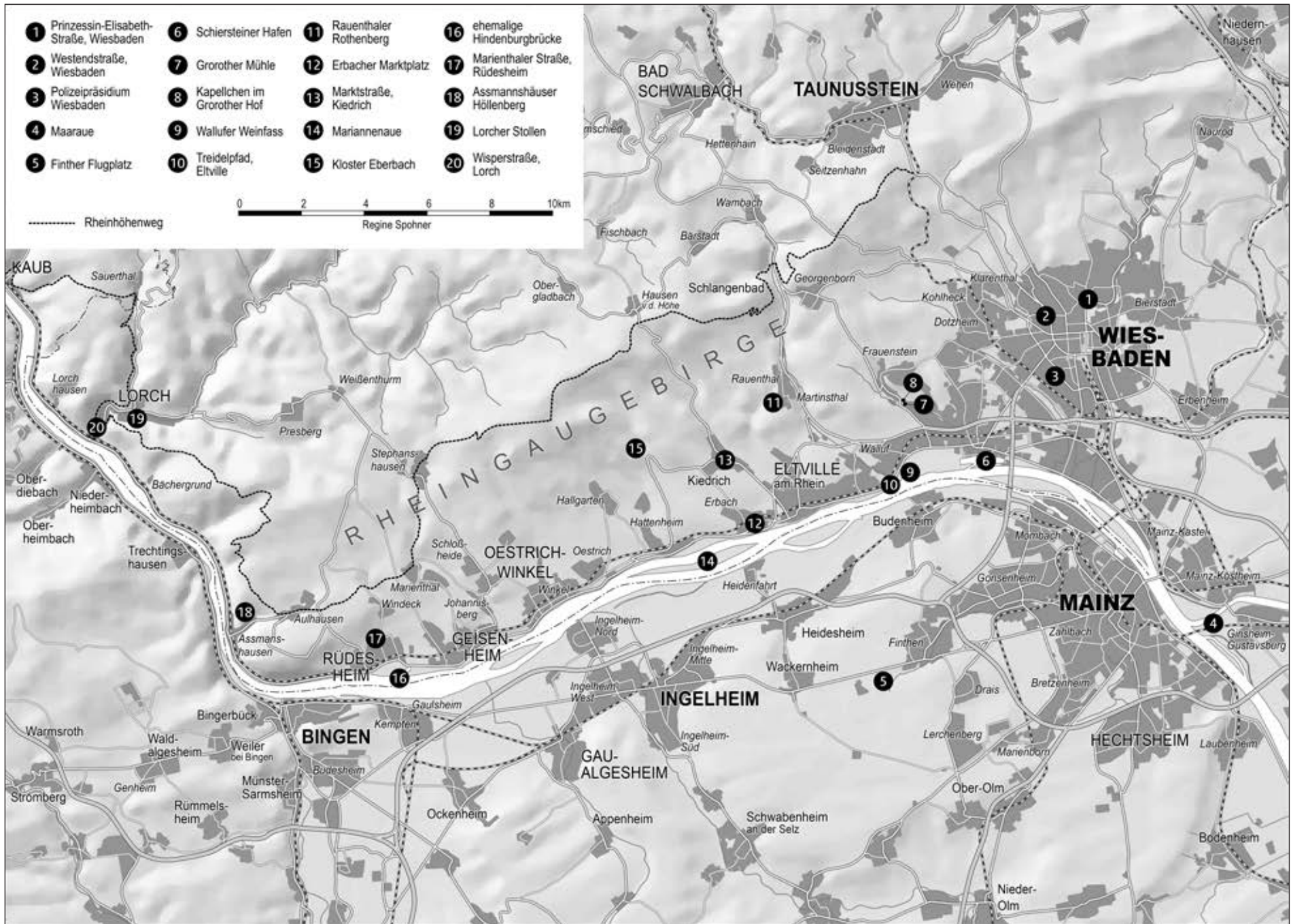


- |  |                          |                           |                                   |
|--|--------------------------|---------------------------|-----------------------------------|
| 1 Prinzessin-Elisabeth-Straße, Wiesbaden | 6 Schiersteiner Hafen    | 11 Rauenthaler Rothenberg | 16 ehemalige Hindenburgbrücke     |
| 2 Westendstraße, Wiesbaden               | 7 Großer Mühle           | 12 Erbacher Marktplatz    | 17 Marienthaler Straße, Rudesheim |
| 3 Polizeipräsidium Wiesbaden             | 8 Kapellen im Großer Hof | 13 Marktstraße, Kiedrich  | 18 Assmannshäuser Höllenberg      |
| 4 Maarau                                 | 9 Wallufer Weinfass      | 14 Mariannenaue           | 19 Lorcher Stollen                |
| 5 Finther Flugplatz                      | 10 Treidelpfad, Eltville | 15 Kloster Eberbach       | 20 Wisperstraße, Lorch            |



----- Rheinhöhenweg



Roland Stark ist Arzt und Psychotherapeut. Er lebt und arbeitet in der eigenen Praxis im Rheingau, ist verheiratet und hat eine Tochter.

ROLAND STARK

# Tod am Höllenberg

RHEINGAU KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Ingrid

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Montage aus [iStockphoto.com/Silberkorn](https://www.istockphoto.com/Silberkorn),  
[shutterstock.com/Pictureguy](https://www.shutterstock.com/Pictureguy)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-7408-0213-4

Rheingau Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

*Es difícil encontrar en la sombra claridad,  
cuando el sol que nos alumbra descolora la verdad.*

*Es ist schwer, im Schatten Klarheit zu finden,  
wenn die Sonne, die uns scheint, die Wahrheit ausbleicht.*

Victor Jara  
in »Caminando«

*Der größte Trick, den der Teufel je gebracht hat, war,  
die Welt glauben zu lassen, es gäbe ihn gar nicht.*

Kevin Spacey  
in »Die üblichen Verdächtigen«

*Auch der Mutigste von uns hat nur selten den Mut  
zu dem, was er eigentlich weiß ...*

Friedrich Nietzsche  
in »Götzen-Dämmerung«

## EINS

Der Rhein floss träge in seinem Bett, die Luft flirrte über dem Wasser, und eine leichte Brise trug das Tuckern der Bootsmotoren über den Treidelpfad die Uferböschung hinauf bis zum Balkon der Villa über dem Strom. Es roch nach Staub und gemähtem Gras, irgendwo verwesenen Fische. Der Duft eines Sommers am Fluss.

Robert Mayfeld nutzte den freien Tag, um das Buch zu lesen, das er bei seinem letzten Besuch im Kloster Eberbach gekauft hatte, eine Biografie über Bernhard von Clairvaux.

Julia legte ihren Krimi beiseite. »Interessant?«, fragte sie mit spöttischem Ton. Mayfeld mochte diesen Ton, genauso wie das rote luftige Sommerkleid, das seine Frau trug.

»Allerdings. Der heilige Bernhard ist eine sehr widersprüchliche Person. Er hat nicht nur neunundsechzig Klöster gegründet und eine innerkirchliche Reformbewegung angeführt, er gilt auch als bedeutender Schriftsteller und Mystiker«, begann Mayfeld zu erzählen. »Er wird unter anderem wegen seiner Meditationen über das Hohelied der Liebe geschätzt. Außerdem war er ein einflussreicher Politiker und einer der wichtigsten Ideologen der Kreuzzüge. Von ihm stammt die Idee, den Kreuzfahrern alle ihre Sünden zu erlassen, ebenso wie die Schulden bei jüdischen Geldverleihern.«

»Wer in den Krieg gegen Andersgläubige zieht, kann machen, was er will, er kommt auf jeden Fall in den Himmel?« Julia schürzte die Lippen und warf einen skeptischen Blick auf das Buch. »Was für ein komischer Heiliger. Wahrscheinlich sind die alle irgendwie komisch gewesen.«

Jedes Zeitalter hat die Helden, die es verdient, dachte Mayfeld. Spätere Generationen würden die heutigen vermutlich auch komisch finden. »Bernhard war ein begnadeter Redner und konnte Massenhysterien erzeugen. Auf die Art hat er vermutlich seine Wunder vollbracht. Die Leute wollten ihm glauben. Aber Bernhard galt auch schon bei manchen Zeitgenossen als Fanatiker. Er hat die Muslime genauso gnadenlos bekämpft wie seine innerkirchlichen Gegner, die er, wo immer er konnte, persönlich

diffamierte, mal wegen ihrer sexuellen Neigungen, mal wegen ihrer Abweichung von der reinen christlichen Lehre.«

»Scheint ein echter Hassprediger gewesen zu sein«, bemerkte Julia.

Im Radio liefen die Nachrichten. In Marseille hatte ein aus dem Maghreb stammender Franzose einen Brandanschlag auf eine jüdische Schule verübt, der Mann wurde von der Polizei erschossen. Einige Dutzend Flüchtlinge waren bei der Fahrt über das Mittelmeer ertrunken, die genaue Zahl konnte niemand nennen. In einer Kleinstadt nahe Kassel hatte am Vorabend ein Flüchtlingsheim gebrannt, von den Tätern fehlte jede Spur. Eine Politikerin hatte gefordert, die deutschen Grenzen mit einem Zaun zu sichern und notfalls auf Flüchtlinge zu schießen.

Hassprediger überall.

Der Wetterbericht kündigte eine Fortsetzung des wechselhaften Wetters an und warnte vor zunehmender Gewitterneigung.

Mayfeld ging ins Wohnzimmer, schaltete das Radio aus und legte eine CD ein. Jan Garbareks »Officium«. Ein gregorianischer Choral und der Gesang eines Sopransaxofons erfüllten den Raum und drangen nach draußen in die sommerliche Hitze.

»Erinnerst du dich an das Konzert im Kloster?«, fragte Mayfeld, als er sich wieder zu Julia setzte.

Sie lächelte. »Na klar. Das war unvergesslich, wie Garbarek und die Sänger zwischen den Säulen der Basilika wandelten und die Sphärenklänge ihrer Musik durch die Kirche schwebten. Man konnte den Glauben an das Gute in der Welt zurückgewinnen.«

So war es auch Mayfeld gegangen. »Dem heiligen Bernhard hätte es vermutlich nicht gefallen. Er war ein Gegner des gregorianischen Chorals seiner Zeit, er kritisierte ihn wegen seiner Vielstimmigkeit und der Kunstfertigkeit der Sänger. Das führe zu Eitelkeit und lenke von der christlichen Botschaft ab. Er veranlasste deswegen eine Musikkreform, und für eine Weile wurden gregorianische Choräle nur noch einstimmig gesungen.«

»Ein Feind der Vielstimmigkeit, wie passend für einen Fundamentalisten.«

Eine Weile lauschten sie dem vielstimmigen Sanctus eines anonymen Künstlers aus dem Mittelalter.

Dann klingelte Mayfelds Handy. Das Profane brach ins Heilige ein.

»Denk daran, heute ist dein freier Tag«, sagte Julia drohend. »Der Arzt hat gesagt, du sollst kürzertreten.«

Ärzte hatten oft gute Ratschläge parat, sagten aber selten, wie man sie umsetzen sollte. Mayfeld schätzte diese Art der Fürsorge überhaupt nicht, sie machte ihn älter, als er war. Fand er.

Nina Blum rief an, die Kollegin aus dem Wiesbadener Polizeipräsidium, wie immer war sie fröhlich und gut gelaunt. Mayfeld wusste oft nicht, ob er darüber den Kopf schütteln oder sich anstecken lassen sollte. Sich anstecken lassen war auf jeden Fall die angenehmere Alternative.

»Ich weiß, es ist dein freier Tag«, zwitscherte Nina ins Telefon, als ob sie eine besonders erfreuliche Nachricht zu verkünden hätte, »aber das willst du bestimmt wissen. Gerade kam eine Nachricht aus Assmannshausen. Bei Bauarbeiten wurde dort eine Leiche gefunden. Ich fahr jetzt hin.«

»Ich bin zu Hause. Hol mich ab«, antwortete Mayfeld und beendete das Gespräch so schnell, dass Julia nicht mehr eingreifen konnte.

»Das kann doch nicht wahr sein«, stöhnte sie und tippte sich verärgert mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. Dann vertiefte sie sich wieder in ihren Kriminalroman.

Eine halbe Stunde später saß Mayfeld neben Nina Blum in ihrem Wagen. Mit kiwigrünen Jeans und einem rosa T-Shirt bewies sie wie immer Mut zur Farbe. Ein bunter Vogel im grauen Polizeiparadise.

»In der Höllenbergstraße, am Rand des Ortes, wurde der Keller für einen Neubau ausgehoben. Das Gelände war bis vor einem Jahr Brachland. Bauarbeiter haben dort eine Leiche gefunden. Nach den Schilderungen der Kollegen am Telefon dürfte sie schon eine ganze Weile dort gelegen haben. Tut mir leid um deinen freien Tag.«

Mayfeld winkte ab. »Es ist gut, dass du mich informiert hast. Ich hätte mich sonst geärgert.«

Der Weg nach Assmannshausen war mühseliger als sonst, Baustellen verengten die B 42 an mehreren Stellen.

»Altlasten«, murmelte Mayfeld.

Nina grinste. »Das ist 'ne ziemlich spezielle Bezeichnung für eine länger liegende Leiche.«

»Ich meine die Bomben, nach denen überall gesucht wird. Bomben aus dem Zweiten Weltkrieg.«

Die Erde war in Bewegung, unterhalb der äußersten Kruste verschoben sich Gesteinsschichten gegeneinander. Niemand außer ein paar Spezialisten wusste davon, aber die Schichten arbeiteten unablässig, Jahr für Jahr, die Ruhe an der Oberfläche war trügerisch. Dieser innere Aufruhr schob Bomben und Granaten immer näher an die Oberfläche, ähnlich wie ein menschlicher Körper Fremdkörper nach außen transportierte, wo sie irgendwann als Eiterherde aus ihm herausbrachen. So stellten die Bomben über siebzig Jahre nach dem Krieg eine Gefahr dar, die mit der Zeit immer größer wurde, da niemand mehr damit rechnete, mit tödlichen Grüßen aus einem fernen Zeitalter zu tun zu bekommen.

»Irgendwann müsste mal Schluss sein mit der Vergangenheit«, bemerkte Nina lachend.

»Unbedingt«, erwiderte Mayfeld in sarkastischem Ton. »Aber es ist nie Schluss. Die Blindgänger bleiben gefährlich.«

Sie passierten die Reste der Hindenburgbrücke am Eingang von Rüdesheim.

»Wurde die Brücke auch im Krieg zerstört?«, fragte Nina.

»Von den Deutschen, wenige Tage vor der Kapitulation. Man wollte dem Feind nichts hinterlassen, was noch funktionierte.«

»Wie krank ist das denn?«, kommentierte Nina mit der Unbekümmertheit der späten Geburt.

»Ziemlich.«

Später warteten sie vor dem Bahnübergang in Rüdesheim, dann vor zwei Baustellen an der Uferstraße, die sich zwischen Fluss und Bahnlinie durch das Rheintal schlängelte. Schließlich erreichten sie Assmannshausen und bogen in die Höllenbergstraße ein. Am Ende des Orts, zwischen den letzten Häusern und den ersten Rebzeilen der berühmten Weinlage, standen Einsatzfahrzeuge der Polizei, eine Grube war mit rot-weißen Bändern abgesichert.

Mayfeld sah Adler, den Chef der KTU, unten in der Grube knien. Er war in einen weißen Schutzanzug gezwängt, und der Schweiß rann ihm über das rosige Gesicht. Mühsam wuchtete sich der füllige Kollege in die Senkrechte und blinzelte zu Mayfeld empor.

»Eine Leiche im Keller«, bemerkte er trocken.

\*\*\*

Er schloss die schwere Stahltür, die in den Stollen führte, ging den Trampelpfad hinunter und durchschritt die Halle. Er warf das Handy auf den Schreibtisch in der Ecke der staubigen Werkstatt. Der wichtigste Teil der Arbeit war getan.

Die Pflicht. Jetzt kam die Kür. Noch war nicht alles in trockenen Tüchern. Er würde eine Weile untertauchen und alle zum Narren halten. Sehen, was geht, wie sich alles entwickelt. Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Irgendwann würden sie ihn alle kennenlernen. Zum richtigen Zeitpunkt. Jetzt war es leider notwendig, dass er unentdeckt blieb.

Er hatte sowieso nicht vor, den Märtyrer zu spielen. Er war ja schließlich kein Moslem. Seine Operationsbasis war der »Kyffhäuser«. So nannte er den Stollen, passend zu dem Namen, den sie ihm bei der »Heimattreuen Jugend« gegeben hatten: »Barbarossa«. Damals, bei ihrem Treffen am echten Kyffhäuser, hatten sie lange diskutiert über diesen Namen, manchen war der Namensgeber zu christlich. Aber immerhin war Barbarossa ein deutscher Kaiser gewesen, der gegen die arabischen Horden in den Krieg gezogen war. Das war das Entscheidende: Er war ein deutscher Krieger.

Ihm waren die ganzen Diskussionen damals gleichgültig gewesen, er war bloß stolz, dazuzugehören, allein das war wichtig. Außerdem war er kein Theoretiker, zumindest damals war er keiner gewesen. Er war eher ein Mann der Tat, und das galt heute noch. Wotan hatte ihn in die Gruppe geholt. Für den erledigte er bis heute Aufträge. Für ihn und Hagen. Aber ein Handlanger war er nicht. Ein Barbarossa war kein Befehlsempfänger.

Wotan war der Einzige gewesen, der sich nach der Wende um ihn gekümmert hatte. Ganz anders als seine versoffene Mutter mit

ihren Typen, die andauernd wechselten. Also zumindest früher. Sogar ein Fidschi war damals dabei gewesen. Einfach nur widerlich. Jetzt wollte sie davon nichts mehr wissen. Hatte angeblich ein neues Leben begonnen und konnte sich an nichts mehr erinnern. Aber jetzt konnte sie ihm gestohlen bleiben.

Seine Alte kam herein und warf einen geilen Blick auf die Pritsche, die hinter dem Schreibtisch stand.

»Hallo, Bea«, sagte er.

»Nenn mich nicht Bea, ich hab einen eigenen Namen«, fauchte sie ihn an. Immer wieder das Gleiche. Das machte sie bloß, um ihn zu provozieren. Um ihn scharfzumachen.

»Das passt am besten zu Barbarossa«, erklärte er ihr zum hundertsten Mal. Beatrix war die Frau von Barbarossa gewesen, das hatte er im Internet gelesen.

»Trotzdem.«

Es war gar nicht gut, wenn Frauen zu viel dachten, fand Barbarossa. Das zumindest hatte man seiner Mutter nicht vorwerfen können. Warum tauchte die blöde Kuh andauernd in seinen Gedanken auf? Weg mit ihr. Wo war er stehen geblieben? Richtig. Auch bei national gesinnten Frauen war es nicht gut, wenn sie zu viel dachten. Es fühlte sich irgendwie falsch an. Und Barbarossa wusste, dass er sich auf seine Instinkte verlassen konnte. Er warf sich eine Hermann-Göring-Pille ein, bestes und reinstes Methamphetamin. Das machte ihn stark und mächtig und scharf wie einen Stuka.

»Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen ...«, sagte er grinsend.

»Arschloch«, giftete Bea ihn an.

... soll man beizeiten den Hals rumdrehen, dachte Barbarossa. Er könnte ja schon mal ein bisschen damit anfangen.

## ZWEI

Sie hatten im Stillwasser hinter der Mariannenaue geankert. Die schwüle Luft lastete auf dem Wasser und verschluckte den Lärm der Vögel. So nannte Yasemin deren Gesang. Das Lied der Natur, widersprach Ginger immer wieder.

Ginger Havemann hörte die Bäume flüstern, sie verstand den Gesang der Vögel, manchmal sprachen Gebäude und Landschaften zu ihr. Sie war am Morgen mit ihrer Freundin Yasemin Zilan zum Schiersteiner Hafen gefahren. Von dort aus hatten sie mit der »Blow Up« einen Ausflug auf dem Rhein gemacht, bis die Hitze sie ermattete und sie sich zu einer Rast im Herzen des Vogelparadieses in der Mitte des Flusses entschlossen. Nun räkelteten sie sich träge auf dem Holzdeck des alten Kajütbootes. Yasemin trug nur ihr Zungenpiercing, Ginger bloß ein Nietenhalsband.

Die Hitze war kaum auszuhalten. Erst hatte es wochenlang geregnet, jetzt diese Hitzewelle. Sie stupste Yasemin mit der großen Zehe in die Flanke, sprang auf und stürzte sich kopfüber in den Fluss, genauso wie es der Vater der kleinen Ginger verboten, der Fluss aber immer wieder gefordert hatte. Komm zu mir, versenke dich in mich, tu, was du willst, sei frei. Yasemin sprang hinterher, ein paar Stockenten suchten erschrocken das Weite. Die beiden Frauen tunkten sich gegenseitig unter Wasser und schwammen ein paar Züge den schimpfenden Enten hinterher.

Nachdem sie über die Badeleiter wieder an Bord gekrabbelt waren, spritzten sie sich mit einem Wasserschlauch ab, so ganz mochten sie den Entwarnungen zur Wasserqualität des Rheins nicht trauen. Danach rubbelten sie sich trocken und fielen übereinander her.

»Scheiße«, zischte Yasemin später. »Schau, der Spanner!« Sie deutete zu einer Motoryacht hundert Meter flussabwärts. Der Skipper hatte sich mit einem Fernglas bewaffnet, beobachtete damit aber nicht die reichhaltige Vogelwelt.

Sie verzogen sich unter Deck. Ginger stellte die Musikanlage an und ließ eine Aufnahme ihrer Band CatCry spielen. Folk-Punk

mit einer kräftigen Prise Metal. Auch Frauen können laut sein, war die Devise der Band. Gemeinsam mit der Musikkonzerte schrien Ginger und Yasemin um die Wette.

Nach einer Weile kletterten sie wieder nach oben und packten die Kühltasche aus, die ihnen Jo gerichtet hatte. Jo Kribben war ihr Mitbewohner in der Wiesbadener Westendstraße, Hausbesitzer, Vermieter, Journalist und begnadeter Hobbykoch. Ginger tauchte den Finger in die Schüssel mit Hummus und fütterte sich und Yasemin. Dann verspeisten sie die Seezungenröllchen und bisßen in scharfe Hähnchenschenkel. Zum Schluss gab es Tequila mit Zitrone und Salz, geschlürft aus dem Bauchnabel der anderen.

»Hast du mittlerweile Klienten?«, fragte Yasemin, nachdem sie eine Weile geruht hatten.

»Nö.«

Nach einer ausgedehnten Weltreise hatte Ginger die Scherben ihres Lebens zusammengekehrt und eine Detektei eröffnet. Bislang hatte sie alle Klienten abgelehnt. Ehemänner oder Frauen beim Seitensprung erwischen, schwarzarbeitende Arbeitnehmer bei ihren Arbeitgebern verpfeifen, das war nicht ihr Ding. Sollten andere die Munition für die Selbstgerechten und Verfolger dieser Welt liefern.

Aber sie hatte nichts anderes gelernt als Polizistin. Und man hatte sie aus dem Polizeidienst entlassen. Die Weltreise dauerte über ein Jahr und führte sie auf alle fünf Kontinente. Danach war sie um viele Erfahrungen reicher und pleite. Ein Mönch in Tibet hatte sie gefragt, wovor sie davonlaufe, da war sie wieder nach Deutschland zurückgeflogen. Ihr Großvater Roman hatte ihr das Startkapital für die Detektei geschenkt.

»Wie lange kannst du dich noch über Wasser halten?«, wollte Yasemin wissen.

»Ich könnte die ›Blow Up‹ verkaufen.« Aber das würde ihrem Vater das Herz brechen. Für ihn war es schlimm genug, dass er das Boot nach einem Schlaganfall nicht mehr selbst fahren konnte.

Sie schwiegen eine Weile und ließen sich die Sonne auf die Haut brennen.

Gingers Handy klingelte.

»Geh nicht ran«, bat Yasemin.

Aber eine ihrer Vorahnungen sagte Ginger, dass sie rangehen sollte. Ans Telefon und überhaupt. »Umleitung vom Büro«, zeigte das Display an. Los, sagte das Telefon.

»Tante Mia, was für eine Überraschung«, begrüßte Ginger die Anruferin.

Tante Mia klang sehr aufgeregt. »Du musst mir helfen, meine Liebe. Du hast doch diese Detektei. Es ist ein Notfall. Du musst jemanden für mich suchen. Komm bitte sofort. Geld spielt keine Rolle.«

In Gingers Lage war das ein Angebot, das sie nicht ablehnen konnte.

Sie packten alles zusammen, lichteten den Anker, zeigten dem Spanner von nebenan den erhobenen Mittelfinger und tuckerten zurück in den Schiersteiner Hafen. Yasemin fuhr mit ihrem Suzuki Jimny zurück in die Innenstadt und Ginger mit ihrer Carducci Adventure zur Grorother Mühle.

Ginger fuhr an Streuobstwiesen vorbei, an Weiden und Weinbergen. Die Luft flirrte vor Hitze. Die Grorother Mühle war ein Gebäudekomplex zwischen Frauenstein und Schierstein. Die Backsteinbauten aus dem 18. Jahrhundert lagen auf einem Areal nahe dem Lindenbach, der von den Frauensteiner Hügeln zum Rhein hinabfloss. Ein stilles Idyll, in dem die Zeit langsamer voranschritt als anderswo, in dem schattige Wiesen und Bäume zur Rast einluden. Mia Pfaff, eine alte Freundin von Gingers Mutter, betrieb hier eine Gärtnerei und hielt Thüringer-Wald-Ziegen sowie Pustertaler Sprinzen. Ginger war erstaunt, dass sie sich die Namen der Ziegen und Rinder gemerkt hatte. Das sind alte Nutztierassen, die vom Aussterben bedroht sind, und ich tue was gegen den beschissenen Lauf der Welt, hatte ihr Tante Mia erklärt, als Ginger vor drei Jahren das letzte Mal bei ihr zu Besuch gewesen war.

Sie stellte ihre Enduro im Hof des Anwesens ab, machte mit dem Handy ein paar Fotos. Mia Pfaff kam ihr aus einem Gewächshaus hinter dem Hauptgebäude entgegen. Sie hatte sich in den letzten Jahren kaum verändert; mittlerweile über fünfzig, bewegte sie sich immer noch wie ein junges Mädchen. Sie



trug eine grüne Latzhose, ihre silbergrauen Haare lugten unter einem violetten Kopftuch hervor, das genau auf die Farbe der Gummistiefel abgestimmt war. Sie zog an einer türkisfarbenen Meerschampfeife, ohne die sich Ginger Tante Mia gar nicht vorstellen konnte.

Aber Mia wirkte angespannt und besorgt. Damals, als Gingers Mutter verschwunden war, war Mia die Zuversicht in Person gewesen. Das war jetzt anders.

»Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen, meine Liebe«, sagte Mia, nahm die Pfeife aus dem Mund und umarmte sie. »Bist du schon lange wieder in Deutschland?«

»Vorgestern aus dem Urlaub zurückgekommen.«

»Das meine ich nicht.«

»Ein halbes Jahr.« Ginger hätte sich früher bei Mia melden sollen. Hatte sie deswegen ein schlechtes Gewissen? Eher fühlte sie Scham, weil sie davongelaufen war. Nein, das war auch Quatsch. Es brachte sie einfach durcheinander, wenn sie mit Freundinnen ihrer Mutter zu tun hatte. Sie musste sich zusammenreißen.

»Schön, dass du Zeit für mich hast. Komm mit.«

Ginger folgte Mia ins Haus. In dem alten Gemäuer war es angenehm kühl. Mia führte ihre Besucherin in eine große, abgedunkelte Wohnküche mit alten Fliesen auf dem Boden und an den Wänden. Hinter der Küchentheke funkelten blank polierte Kupferkessel und warfen neugierige Blicke auf die Besucherin. Das kommt dir nur so vor, sagte sich Ginger zur Beruhigung.

»Gläschen Apfelwein? Selbst gemacht.«

Ginger, die den Tequila noch spürte, schüttelte den Kopf. »Wasser wäre nett.«

Mia zuckte verständnislos mit den Schultern, stellte Ginger aber ein Glas Wasser auf den grob gehobelten Eichentisch. Sie selbst goss sie Apfelwein aus einer großen Karaffe ein.

»Du hast am Telefon von einem Notfall gesprochen, Mia. Was ist los?«

Mia zündete sich ihre Pfeife wieder an und blies Rauchkringel an die Decke.

»Uli ist verschwunden.«

Ginger erinnerte sich: Uli Bareis war Gärtner und arbeitete

seit einigen Jahren bei Mia. Ein stiller und zurückgezogener Typ mit einem exotisch geschnittenen Gesicht. Ginger hatte ihn nur flüchtig kennengelernt und nicht besonders gemocht. Er war für sein Alter zu jungenhaft und hatte etwas Hinterwäldlerisches an sich. Aber Mia schien ihn zu mögen, Ginger hatte den Eindruck gehabt, dass zwischen ihrer Tante und dem mindestens zehn Jahre jüngeren Mann etwas lief.

»Uli lebt hier auf dem Hof?«

»Wir leben zusammen.«

»Verstehe. Wie lange ist er weg?«

»Seit gestern.«

Ginger atmete laut hörbar aus. Warum Mia keine Vermisstenmeldung bei der Polizei aufgab, diese Frage erübrigte sich. Sie wollte sich dort nicht lächerlich machen. Warum war sie nicht auf dem Rhein geblieben?

»Das ist nicht sehr lange. Ich nehme an, du hast versucht, ihn anzurufen, und er geht nicht an sein Handy.«

»Ich weiß, was du jetzt denkst, Ginger. Du hältst mich für eine hysterische Alte, der der jüngere Kerl weggelaufen ist und die deswegen verrücktspielt.«

Treffender hätte es Ginger nicht ausdrücken können, und Diplomatie war nicht ihre Stärke. »Sag mir ein paar Gründe, warum ich das anders sehen sollte.«

Mia zog nervös an ihrer Pfeife. »Er bekam gestern eine SMS und meinte, er müsse noch mal für eine Stunde weg. Heute ist mein Geburtstag, wir wollten den Tag ganz für uns haben. Er würde mir das nie antun.« Sie versuchte, ruhig zu sprechen, aber ihre Stimme war voller Panik. Jede Feuersirene klang gelassener.

»Glückwunsch. Ich meine, zum Geburtstag. Hast du eine Idee, wo er sein könnte? Hast du versucht, ihm eine SMS oder eine WhatsApp zu schicken? Hast du Freunde angerufen?«

»Ja, ja, ich bin doch nicht blöd«, entgegnete Mia unwirsch. Sie schien trotz aller Angst irgendetwas zu verschweigen.

»Was ist los? Spuck es aus!«

Mia schien sich zu ärgern, dass sie ertappt worden war. Aber dann entschloss sie sich zur Offenheit. »Ich habe Uli zum Geburtstag ein schickes Smartphone geschenkt. Mit einer Spionage-

App. Heißt mySpy. Damit kann ich seine ganze Kommunikation überwachen und seinen Standort per GPS bestimmen. Wenn er was mit dem Handy macht, bekomme ich eine Nachricht auf meines.«

»Ich glaub es nicht.«

»Aber sein Handy ist ausgeschaltet.«

»Kann ich gut verstehen.«

»Aber der weiß doch gar nichts von dieser App.«

»Vielleicht ist er nicht so blöd, wie du meinst.«

Am liebsten wäre Ginger aufgestanden und gegangen. Hier verschwendete sie nur ihre Zeit. Aber sie hatte wieder eine ihrer Ahnungen. Bleib hier, es ist besser so, flüsterte eine innere Stimme.

»Ich hab wohl bei dir verschissen«, sagte Mia kleinlaut.

Eigentlich schon, aber das behielt Ginger vorerst für sich. »Ich nehme an, dass du bestens über alle Aktivitäten Ulis informiert bist.«

Mia holte ein Notebook von der Küchenanrichte. »Die App ist tief im Betriebssystem vergraben und erscheint gar nicht auf der Bedieneroberfläche. Ich bin sicher, dass Uli sie nicht bemerkt hat. Er ist kein Technikfreak.« Sie öffnete das Notebook, dann wischte sie auf ihrem Smartphone herum. »Ich erhalte eine Kopie aller SMS, alle Verbindungsdaten der Telefonate, kann WhatsApp mitlesen, bin in seiner Cloud und bekomme ein Bewegungsprofil anhand der GPS-Daten.«

»Schöne neue Welt. Ich hielt dich für Oldschool.«

»Ich bin besorgt um meinen Mann, ich kümmere mich um ihn, und ich bin ein wenig eifersüchtig. Das ist Oldschool«, erwiderte Mia trotzig.

»Gab es Grund zur Eifersucht?«

»Svenja Meier. Die kleine Schlampe hat bis vor vier Wochen im Hofladen gearbeitet. Ich hab sie rausgeschmissen. Sie treibt sich mit miesen Typen rum und vögelt meinen Freund, ist faul und hat eine große Klappe.«

Ein echter Glücksgriff. »Warum hast du sie dann eingestellt?«

Mia kniff Mund und Augen zusammen. »Das war Uli, als ich mal eine Woche weg war. Das Amt hatte sie geschickt. Er meinte,

jeder Mensch sollte eine Chance haben. Ich hab mir das mit der Chance anders vorgestellt.«

»Wie lange hat Svenja bei dir gearbeitet?«

»Vier Monate.«

»Und wo genau?«

»Sie war für unseren Verkaufsstand an der Grorother Straße zuständig.«

Ginger erinnerte sich, am Rande der Straße zur Autobahn standen ein paar Wagen, dort konnte man über den Sommer Gemüse, Obst und Marmeladen kaufen.

»Und wegen ihr hast du das mit mySpy gemacht?«

»Ich habe mich mit Uli ausgesprochen. Von der App habe ich ihm zwar nichts erzählt, aber seit vier Wochen wollte ich ihm wieder mein Vertrauen schenken und habe deswegen nicht mehr in seinen Daten rumgeschneffelt. Aber glaub mir, er ist nicht bei ihr. Das spüre ich. Außerdem habe ich die Schlampe angerufen. Hier, schau dir das an.« Sie schob ihr das Notebook hin. So viel zum Thema Vertrauen.

Widerwillig betrachtete Ginger die Aufzeichnungen, die Mia erläuterte. Den größten Teil der Zeit hatte sich Uli in den letzten Wochen in der Nähe der Grorother Mühle aufgehalten. Zumindest war sein Handy dort gewesen. Montags, dienstags, mittwochs und samstags war er am Nachmittag regelmäßig in einem Fitnessstudio in Walluf, freitagabends in Wiesbaden.

»Da spielen wir zusammen Doppelkopf«, erklärte sie.

Lediglich mit zwei Adressen, die Uli aufgesucht hatte, konnte Mia nichts anfangen: mit der Hüttenstraße in Schierstein, wo Uli vor zwei und vier Wochen sonntagabends gewesen war, und mit einer Adresse am Zweiten Ring in Wiesbaden, wo er am vergangenen Freitagvormittag gewesen war. Diese Anschrift kannte Ginger genau: Uli war eine Stunde im Polizeipräsidium gewesen.

»Du solltest damit zur Polizei gehen«, sagte Ginger.

»Und denen erzählen, dass ich meinen Freund ausspioniert habe?«, zeterte Mia. »Na, du machst mir Spaß. Außerdem: Erinnerst du dich daran, wie die Bullen mit Vermisstenanzeigen umgehen? Als deine Mutter verschwunden ist, hat das keiner ernst genommen.«

Damit hatte Mia einen wunden Punkt bei Ginger getroffen. Damals hatte die Polizei so gut wie nichts unternommen. Zumindest war ihr das als Vierzehnjähriger so vorgekommen.

»Das kannst du nicht vergleichen«, entgegnete sie matt.

»Kann ich wohl. Und ich verrate dir noch etwas: Du bist früher immer gerne vorbeigekommen und hast dir ein Beutelchen Marihuana geholt. Was meinst du wohl, woher das kam? Aus Afrika? Aus Afghanistan? Nee, das war echtes Frauensteiner Gras. Aus dem Gewächshaus, in dem ich vorhin war. Das ist voll davon. Ich kann hier keine Bullen gebrauchen, verstehst du?«

Das verstand Ginger. Wer ein Gewächshaus voller Hanfpflanzen sein Eigen nannte, mochte keinen Besuch von der Polizei. Und den konnte Mia nicht ausschließen, wenn die Polizei ihren Job richtig machte und ihrer Vermisstenanzeige nachging. Ginger wendete sich wieder den Aufzeichnungen auf dem Notebook zu.

Am Samstagabend war Uli vom Fitnessstudio in Walluf zurück in die Grorother Mühle gefahren und hatte seine Wohnung um zweiundzwanzig Uhr noch einmal Richtung Frauenstein verlassen. Er war am Grorother Hof vorbeigefahren und in die Grorother Straße eingebogen. Auf dem Weg zur Autobahn hatte er dann das Smartphone ausgeschaltet.

Um einundzwanzig Uhr fünfzig hatte er eine SMS erhalten, was insofern ungewöhnlich war, als er meist über WhatsApp kommunizierte. Die SMS von einem unbekanntem Sender lautete: »Es gibt neue Entwicklungen. Dringend. Treffpunkt gleich im Kapellchen. Schäferstunde.« Kapellchen hieß der Gutsausschank im Grorother Hof, einem Weingut anderthalb Kilometer oberhalb der Mühle. Aber am Kapellchen war Uli den Aufzeichnungen zufolge vorbeigefahren.

»Nimm den Auftrag an. Tu es mir zuliebe. Für eine alte Freundin deiner Mutter, die heute Geburtstag hat. Ein paar Erkundigungen, was ist denn schon dabei? Lad dir mySpy auf dein Smartphone, das hilft dir bei der Suche. Nenn mir einen Preis. Ich zahle ihn.«

Das war definitiv ein Angebot, das sie nicht ablehnen konnte.

»Fünfhundert Euro am Tag.«

»Okay.«

»Plus Spesen.«

»Kein Problem.«

»Plus Mehrwertsteuer.« Sie hätte tausend Euro sagen sollen.

»Sag mir alles, was du über Uli weißt!«

Mia begann zu erzählen. Uli Bareis lebte seit acht Jahren in der Grorother Mühle. Er hatte hier eine Gärtnerlehre gemacht und war Mias Mitarbeiter und Geliebter geworden. Er ging regelmäßig ins Fitnessstudio und spielte mit Mia und Freunden am Freitagabend Doppelkopf. Außerdem war er Mitglied einer Band namens The New Petards, die Rock- und Popsongs aus den Siebzigern und Achtzigern coverte. Die Band übte immer donnerstags in einem Nebengebäude in der Grorother Mühle.

»Wo kommt Uli überhaupt her?«

»Seine Eltern leben in Lorch, mit denen versteht er sich nicht besonders gut, das sind so Frömmeler. Er ist nach Frankfurt gezogen, um von denen wegzukommen, hat dort versucht, sich als Musiker durchzuschlagen. Aber das hat nicht richtig geklappt, und deswegen wollte er mit dreißig noch mal was Richtiges lernen. Mit Nachbarn seiner Eltern bin ich bekannt, von denen hatte er meine Adresse, und so kam er in meinen Gärtnereibetrieb und in mein Haus.«

»Und in dein Bett. Erzähl weiter: Was weißt du sonst noch über ihn?«

Mia schaute sie verständnislos an. »Das war doch schon eine ganze Menge. Uli ist nicht auf dem Psychotrip, der erzählt nicht andauernd von seiner Lebensgeschichte oder seiner schweren Kindheit im unteren Rheingau, falls du so was hören willst. Der ist ein ganz Lieber. Manchmal unbeholfen und zurückgezogen, manchmal unwirsch. Dann ist er wie ausgewechselt, und man lässt ihn am besten eine Weile in Ruhe, aber sonst, wie gesagt, ist er ein ganz Lieber. Er redet nicht gerne, aber so sind die meisten Männer.«

»Findest du das nicht ziemlich klischeehaft?«

»Klischees fallen nicht vom Himmel.«

»Nein, sie entstehen in den Köpfen.« Das war wahrscheinlich zu viel Belehrung für eine Auftraggeberin, die fünfhundert Euro pro Tag zahlte. Ein Themenwechsel schien Ginger angebracht.

»Wohnt ihr allein auf dem Hof?«

Mia schüttelte den Kopf. »Landwirtschaft ist ziemliche Knochenarbeit. Das war nie meine Sache, und allmählich bin ich dafür auch zu alt. Es gibt noch ein junges rumänisches Paar, das mir zur Hand geht. Die wohnen im selben Haus wie Uli, in der Wohnung obendrüber. Die beiden sind über das Wochenende zu einer Hochzeit nach Würzburg gefahren und kommen morgen im Lauf des Tages zurück. Ich hab sie übrigens nirgendwo angemeldet ...«

Noch ein Grund, den Kontakt zur Polizei zu meiden.

»Und dann gibt es gelegentlich noch ein paar Saisonarbeiter, die hinter den Ställen leben. Sind aber momentan keine da.« Mia stand vom Küchentisch auf. »Gehen wir in Ulis Wohnung. Ich möchte, dass du dir seinen PC anschaust.« Ihr Tonfall signalisierte Ginger, dass sie jetzt keine Belehrungen über Privatsphäre und informationelles Selbstbestimmungsrecht hören wollte.

Ulis Wohnung befand sich in einem Nebengebäude des Anwesens neben den Ställen. Sie bestand aus einem kleinen Schlafzimmer, das offensichtlich selten benutzt wurde, einem Wohnzimmer, einem Bad und einer Küche. In der Spüle der Küche stapelten sich Siebe, Schüsseln, eine Filtertrommel, mehrere »Bubblebags« und eine Handpresse. Alles, was man für die Herstellung von Shit brauchte. Ginger machte Fotos. In einem alten Holzregal im Wohnzimmer fand sie eine umfangreiche Videosammlung. Es waren vor allem Horror- und Splatterfilme: »Im Bluttausch des Satans«, »Nackt unter Kannibalen«, »Bloodsucking Freaks«, »Großangriff der Zombies«, »Planet Terror«, »Muttertag«.

Ginger kamen Zweifel, ob Uli wirklich »ein ganz Lieber« war. Nach außen hin ruhig und still, das vielleicht schon ... Auf einer Kommode neben dem Regal standen ein großer Bildschirm, ein High-End-Notebook, ein alter Videorekorder und ein DVD-Player. Sie fotografierte alles.

Mia ging an einen kleinen Schreibtisch und zog einen Zettel unter der Schreibaufgabe hervor.

»Das sind Ulis Passwörter«, sagte sie und hielt Ginger den Zettel vors Gesicht. »Sechshundert Euro pro Tag«, fügte sie hinzu, als sie Gingers Zögern registrierte.

Ginger seufzte. Das wäre nicht nötig gewesen. Sie würde sich

das Notebook ansehen. Sie öffnete es und tippte das Passwort ein. »1V6J0a9r7a3«. Eine Privatdetektivin mit Skrupeln wegen des Datenschutzes, das wäre wirklich eine Lachnummer.

Sie stöberte eine Weile in Ulis Daten. Auf den ersten Blick fiel ihr nichts auf. Für solche Fälle hatte sie alles Nötige in ihrem Rucksack dabei. Sie schloss eine externe Festplatte und ihr Notebook an Ulis Computer an, öffnete ein Kopierprogramm und zog die Daten von seinem Rechner auf die Festplatte hinüber. Sie lud mySpy auf ihr Handy und installierte das entsprechende Programm auf ihrem Notebook, gab Ulis Verbindungsdaten ein. Dann klappte sie die Computer wieder zu und stand auf.

Ginger hatte ein ungutes Gefühl. Die liebe, nette, etwas schrullige Mia war vielleicht gar nicht so lieb und nett. Ihren Kontrollwahn mochte Ginger überhaupt nicht. Und Uli, ein ganz Lieber, war vermutlich weniger lieb, als Mia es wahrhaben wollte. Aber sie war jung und brauchte das Geld, sagte man in einem solchen Fall wohl später.

»Ich mach das für dich.«

Als Erstes fuhr Ginger mit ihrem Motorrad die Strecke ab, die Uli zurückgelegt hatte, nachdem er die Grorother Mühle verlassen hatte. Er hatte dafür seinen Wagen genommen, einen roten Opel Astra. Jedenfalls hatte Mia das gesagt. MySpy speicherte alle fünf Minuten GPS-Daten. Die erste Position wurde fünfzig Meter vor der Mühle entfernt registriert, die zweite sechshundert Meter weiter oberhalb an einer Kreuzung. Uli hatte einen asphaltierten Weg genommen, der direkt zum Kapellchen führte.

Ginger fuhr zunächst an einem Wiesengrundstück mit Obstbäumen vorbei, dann verlief der Weg durch Weinberge. Nach einer Minute erreichte sie die Kreuzung. Warum hatte Uli so lange für den Weg gebraucht? In fünf Minuten hätte er die Strecke gemütlich trabend zurücklegen können. Sie sah sich um, machte ein paar Fotos.

An den Wegrändern wuchs Gras, einige Wiesenblumen blühten. An einer Stelle war das Gras niedergedrückt. Ginger untersuchte sie: Es hatte schon eine Weile nicht mehr geregnet, die Erde war hart, Spuren waren keine zu erkennen. Genau